

Bücher

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **41 (1961-1962)**

Heft 7

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BÜCHER

DIE FESTSCHRIFT FÜR CARL J. BURCKHART

Es ist ein selten faszinierendes Buch, das der Münchner Callwey-Verlag unter dem Titel *Dauer im Wandel* zu Carl J. Burckhardts 70. Geburtstag herausgibt! Auf nahezu 500 Seiten stehen insgesamt 75 Beiträge, und zahlreiche Abbildungen illustrieren einige davon. Bewundernswert die Kunst der Herausgeber *Hermann Rinn* und *Max Rychner*, unter den unendlich vielen Freunden und Bekannten des Jubilars eine glanzvolle Auswahl zu treffen, und höchst erfreulich, wie verschiedenartig, meist sehr persönlich die um einen Beitrag Angegangenen sich geäußert haben. Es ist unmöglich, ein solches Werk zu besprechen, ja es hat auch gar keinen Sinn, diesen und jenen großen Namen oder gewichtigen Aufsatz hervorzuheben: alle 75 sprechen nicht nur für sich, sondern vielmehr noch für den Jubilaren selbst, für seine Vielseitigkeit, für seine weitverzweigten Beziehungen, für die Verehrung, die ihm von überallher entgegengebracht wird, für das

große Ansehen, das er in ganz Europa genießt. Dichter, Politiker, Industrielle, Historiker, Kunsthistoriker, Musiker, Maler, Philosophen, Dozenten und Schriftsteller, sie alle, und es sind von den namhaftesten darunter, stehen in Beziehung zu Carl J. Burckhardt und freuen sich, ihm zur Vollendung seines siebten Lebensjahrzehnts eine Dichtung, eine Studie oder eine persönliche Erinnerung zu widmen. Daß darin Namen wie Basel, Wien, Hofmannsthal, Danzig, Richelieu, Rotes Kreuz, Hebel und Mozart eine besonders Rolle spielen, versteht sich von selbst, und was sonst noch alles zu diesem reichen Leben gehört hat und gehört, werden die Leser des vorliegenden Buches mit Staunen und Gewinn zur Kenntnis nehmen. Hoffentlich werden recht viele das tun, denn noch selten dürfte eine Festschrift erschienen sein, die so vielseitig zusammengestellt und so allgemein interessant ist.

Daniel Bodmer

ROMAN-MOSAİK

Der Romanleser von heute kommt sich bisweilen wie in einem Irrgarten vor. Das Angebot von unterhaltender, deutender, belehrender, bestätigender, erbauender Romanliteratur hat nicht mehr zu bewältigende Ausmaße angenommen, und das Buch als Handelsware verdrängt und konkurrenziert zusehends das Buch als wegweisenden und aufmunternden Gefährten des Menschen. Seine Nützlichkeit beweist sich oder erschöpft sich bereits in den ersten Monaten seines Erscheinens, und was darüber hinaus ist, stützt sich in der Regel auf eine Außerordentlichkeit

oder Ausgefallenheit oder auf das glückhafte Zusammenspiel tatkräftig einschaltender Imponderabilien. Das moderne Managertum hat sich auch des Buches bemächtigt und es zu einem wesentlichen wirtschaftlichen Faktor werden lassen. Das heißt nun aber, daß die Spitzenprodukte des Rennens nicht unbedingt Spitzenprodukte an sich sein müssen. Solches widerspräche den allgemeinen, heute gültigen Spielregeln und griffe auf eine Idealität zurück, die es leider nicht mehr gibt und unter den herrschenden Verhältnissen nicht mehr geben kann. Daß sie aber von einer

hartnäckigen Minderheit von Herausgebern und Verlegern, deren Produktion ihr Gepräge hat, angestrebt wird, das zeigt sich sinnfällig dem Rezensenten, der durch Jahrzehnte die Wandlungen in der Bücherwelt zu beobachten Gelegenheit hat.

Der Roman selbst als Erzählwerk hat Wandlungen durchgemacht, die mit den allgemeinen Formveränderungen des künstlerischen Ausdrucks im Zusammenhang stehen. Diese wieder richten sich nach neuen Strukturverhältnissen und sind neuen statischen Gesetzen verpflichtet, die der veränderten Seelenlage und dem gewandelten Lebensgefühl entsprungen sind. Was unverändert geblieben ist, das ist der *Sinn* des Romans und seine Möglichkeit, die Welt zu erfassen, den Menschen zu spiegeln, Standorte zu bestimmen, Zeiten und Räume zu messen, Handreichung zu bieten etc. So vielfältig und vielgestaltig wie die Aufgaben sind auch die Formen, in denen der Roman von heute in Erscheinung tritt. Der Wandlungsprozeß ist noch lange nicht beendet. Manche Autoren stehen mitten drin, andere am Anfang, und wieder andere bleiben davon unangefochten und unberührt und erzählen, wie es einst der Brauch war, dem Geschmack und der Empfänglichkeit des lesenden Publikums vertrauend. Das Bild des Romans ist weit weniger einheitlich als vor etwa dreißig Jahren, aber sein Wollen ist geblieben, wie auch sein Behauptungswillen, der alle Prophezeiungen vom Untergang des Romans hinter sich bringt. Solange dem Roman eine Aufgabe zubemessen ist und solange er einen Dienst zu leisten hat, wird er bestehen bleiben. Die Dienstleistung kann auf verschiedene Arten geschehen. Daß es selten die bestsellerisch vorprellenden Gebilde sind, die der Funktion des Romans gerecht werden, hat sich längst erwiesen, so wenig wie die allzu zäh am Altväterischen hängenden und aus der Rückständigkeit oder Abgestandenheit eine Tugend machenden. Eine Reihe, dem Referenten fast zufällig zugeflogener, weder der einen noch der andern Kategorie zugehöriger, hier zu einem Roman-Mosaik vereinigter Romane ohne große Karriere, soll zeigen, wie umfassend und formenreich der Bereich des Romans ist. Es handelt sich dabei weni-

ger um zu Berühmtheit gelangte Werke hoherer Autoren als um Bücher, die in ihrer mosaikartigen Gesamtheit das Bild des Menschen in seiner Not, Größe, Verspieltheit, Schönheit und Häßlichkeit und in seiner Zähigkeit und Leidensfähigkeit wiedergeben. Die gut erarbeiteten Teilaspekte ergeben zusammen die komplexe Ganzheit.

Diese ist an keinen Raum und an keine Zeit gebunden. Der Blick in die Vergangenheit, die Wiederbelebung des Ursprünglichen, die Sichtbarmachung dessen, was war und überwunden werden mußte, ist dem Zeitverständnis notwendig. Die vielen historischen Romane von heute wollen nichts anderes als das bessere Begreifen und Bestehen der Gegenwart ermöglichen, die doch nicht eitel Ausgefallenheit ist, sondern wie alle in den Schoß der Geschichte zurückgesunkenen «Gegenwarten» ein Glied in der Kette der Zeitenfolgen darstellt. Der Roman *Der silberne Kelch* von *Thomas B. Costain* spielt in einer nicht weniger aufgewählten Menschheitsepoche als die unsere eine ist. Das jüdische Land nach dem Tode Jesu und das Rom Neros sind die Schauplätze, auf denen sich Großes begibt: Das sanfte Gesetz des Heilandes schickt sich an, die Welt zu erobern und damit das Menschenbild und den Sinn der menschlichen Existenz zu verändern. Der harte und grausame Prozeß, der die bisher größte Umwälzung der Weltgeschichte zur Folge hatte, ist im Roman in seinen Anfängen anhand von ein paar Menschen sichtbar gemacht. «Die Welt um uns scheint in Scherben zu fallen», klagt eine Stimme für viele. Der silberne Kelch, aus dem Jesus und die Jünger beim letzten Abendmahl tranken, das geheiligte Symbol, ist verloren, aber die Lehre dessen, der es durch seine Berührung heiligte, ist geblieben. Der Seher Lukas erblickt sein Wiedererscheinen in fernster Zukunft, die so aussieht: «Aber das Böse wird mächtig sein, und man wird lange und furchtbare Kriege mit schrecklichen ungekannten Mitteln der Zerstörung führen. In einer solchen Welt wird der kleine Kelch seltsam fremd und verloren wirken. Aber es mag wohl sein, daß er in jener fernen Zeit, da die Menschen Blitze in ihrer Hand halten und durch die Lüfte werden fliegen können, wie

dies Simon Magus zu tun begehrte, ihnen nötiger sein wird als uns heute» (Rheinische Verlags-Anstalt, Wiesbaden).

Ganz anders als der Amerikaner Costain und mit Mitteln, die uns näher liegen, erweckt der Schwabe *Otto Rombach* die geschichtliche Vergangenheit zu neuem Leben. Rombach, dem Gegenwärtigen wie dem Vergangenen zugetan und beides als fruchtbaren Nährboden seines Schaffens benützend, hat mit seinem Roman *Gordian und der Reichtum des Lebens* eine Epoche beschworen, die an Verwirrtheit der unsrigen um nichts nachsteht. Geist und Ungeist stehen wider einander, und auf anderer Ebene spielen sich die leidenschaftlichen Kämpfe um Dogmen und Ideologien ab. Es ist die Zeit der Gegenreformation; in der Gestalt des abenteuernden Goldschmieds Gordian, einer scharf konturierten Nachrenaissancefigur, spiegelt sich ihre Bewegtheit. Der geschichtliche und landschaftliche Hintergrund dient der plastischen Herausstellung der Hauptgestalt und ihres typischen Schicksals. Das Gewimmel der zugezogenen Figuren löst sich immer wieder auf; was zurückbleibt, das ist der Kristall des Menschlichen, um dessen Erhabenheit und geschichtliche Gefährdung der in die Tiefen der Vergangenheit hinabgestiegene Verfasser gründlich Bescheid weiß. Geschichte wiederholt sich nicht, was sich aber in der Wiederholung ewig gleich ist, das ist das menschliche Irren und Verlangen nach Läuterung, Recht und Gerechtigkeit, Liebe und Geborgenheit. Das zu zeigen, Gegenwart im Vergangenen lebendig werden zu lassen, hat Rombach die großartige, problematische Gestalt des Gordian ins Spiel geworfen und einen mächtigen historischen und kulturgeschichtlichen Apparat in Bewegung gesetzt (Gustav Kilpper Verlag, Stuttgart).

Im Roman *Viel Wasser floß den Strom hinab* von *Walter Meckauer* ist die Rede von einem Manne, «der zu viel wollte und doch für immer ein Unvollendeter bleiben sollte». Er ist Schlesier und seiner grüblerischen, zum Leiden bestimmten und fähigen Natur nach ein Mensch von der Wesensart Jakob Böhmes. Am Schicksal dieses einen Mannes, der ein Toter des ersten Weltkrieges war, läßt

sich das Schicksal eines schwer heimgesuchten Landstriches ablesen. Der Erzähler kehrt aus der Fremde zurück und läßt sich durch die Wasser des Heimatstroms die Geschichte seiner Jugend ins Ohr raunen. Der Strom ist noch da, die Menschen aber nicht mehr, sie sind tot, vertrieben, zerstreut, und einzig die Erinnerung an sie ruft Bild um Bild herauf und verdichtet sie zur ungeschichtlichen Geschichte dieser Zeit, die auch nur Teilstück ist: «Alle Flüsse, alle Zeiten und Geschicke rinnen dem Meer der Ewigkeit zu» (Bergstadtverlag, München).

Henry Morton Robinson, der Verfasser des Erfolgsromans *Der Kardinal*, schrieb unter dem Titel *In den Schnee geschrieben* den Roman einer Naturkatastrophe. Über den Nordosten der Vereinigten Staaten wütet ein zwanzig Tage dauernder Schneesturm und legt alles lahm und schaltet mühelos aus, was zivilisatorische Spitzfindigkeit geschaffen hat. Aber nicht nur das: Außer dem totalen Versagen des «Homo Mechanicus» steht das Versagen des inneren Menschen im Vordergrund. Es gehen in ihm unerwartete, längst nicht mehr in Betracht gezogene Veränderungen vor, die einer Umkrepelung der zum Schema erstarrten Moral gleichkommen. Es geht dem Verfasser weniger um die Darstellung realer Vorkommnisse als um die symbolische Herausstellung «außergewöhnlicher Wahrheiten», beständig über dem Menschen lastender Möglichkeiten, von Einbrüchen des Irrationalen in die technisch-mechanische Perfektion, der das menschliche Seelenleben hörig geworden ist. «In den Schnee geschrieben» deckt Fragwürdigkeiten im Entwicklungsgang des Menschengeschlechts auf und stellt den äußeren Scheinsicherungen das zunehmende Gefühl allgemeiner Unsicherheit und Unbehaglichkeit gegenüber. (Rheinische Verlagsanstalt, Wiesbaden.)

John Donaldson Voelker, Richter beim Obersten Gerichtshof in Michigan, gibt unter dem Pseudonym *Robert Traver* seinen vierten Roman *Anatomie eines Mordes* heraus. Auch dieses Buch hat berechtigtes Aufsehen erregt, nicht bloß des darin witzig abgewandelten Kriminalfalls und Mordprozesses wegen, sondern weil es viel weitere Kreise zieht als der an sich durchschnittliche Anlaß

vermuten läßt. Es ist darin ein Punkt berührt, der in der großen politischen Welt von heute mißachtet oder nur insoweit in Betracht gezogen wird, als er bestimmten Zwecken gefügig ist: der Anspruch des Menschen auf Freiheit und absolut gerechte Beurteilung seiner Handlungen. Was Traver alles in seinen klug geschriebenen Roman voll ironischer Zwischenspiele hineinzwängt, das sprengt den Rahmen des einzelnen Vorfalles und wird in seiner natürlichen Überhöhung zum Gegenstück der aktuellen, zweckbedingten Monster- und Schauprozesse, in denen der Angeklagte zum vornherein als Opfer bestimmt ist und für Absichten fallen muß, die mit seinen Verfehlungen — sofern diese überhaupt existieren — gar keinen Zusammenhang aufweisen (Ullstein).

In dem Kurzroman *Tag und Nacht von Kurmartin Magiera* wird das Mädchen Maria von seinem «morgendlichen Ausgang mit Traumspleen und Jungmädchengetue» in die nächtliche Wirklichkeit des Breslauer Sommers von 1944 gestoßen. Die Frau mit dem Judenstern, das heimliche Versteck, die gespenstische Atmosphäre, der Jude Franz, der Priester, die Angst, all das begegnet der Arg- und Ahnungslosen auf ihrem unheimlichen Weg «mitten hinein in das Herz der Dinge», vor denen sie bisher geflohen war. Es ist die Herzensträgheit, die allerschlimmste moderne Krankheit, die Magiera mit seiner gerafften Erzählung darzustellen versucht. Sie trug die Schuld am Unglück Europas und schickt sich erneut an, Ursache einer Katastrophe zu werden, der größten und vielleicht letzten (Verlag Josef Knecht, Frankfurt).

Ein Buch, das genau den Nerv der Zeit trifft, ist *Mr. Progreß und das neue Babylon* von *Charlotte Peter*. Hier versucht die trefflich Bescheid wissende Autorin in einer großaufgezogenen Groteske den verworrenen heutigen Weltzustand darzustellen und in bühnenartigen Aufrissen das zur Sprache zu bringen, was auf aller Menschen Nägeln brennt. Ein paar allegorische Figuren geistern von Land zu Land und von Stadt zu Stadt, und überall wird das Typische, Zeitgemäße zur Sprache gebracht und zu ironisch verbrämten Pointen

geführt. Wir begegnen einem Herrn Europa, einem etwas müden, viel erfahrenen, etwas angeschlagenen aber immer noch klugen und unternehmungslustigen Herrn; wir lernen Klio, die Göttin der Geschichte und in ihrer Geist oder Ungeist kennen; wir machen Bekanntschaft mit Alexandrowna und deren uniformiertem Denken und mit Mr. Progreß, dem leichtlebigen technischen Menschen von Amerika usw. Die heute passierenden geschichtlichen Riesenschurkereien finden sich zusammengedrängt und lokalisiert innerhalb der suspekten, die Erde ruhelos umschwirrenden und beunruhigenden Gesellschaft. Die Verfasserin selbst taucht als Journalistin überall auf, wo Knoten geschlossen, Feuer geschürt werden. Das Ganze ist eine tolle Phantasmagorie von blitzender Gescheitheit und die ganze Weltproblematik einfängender und erhellender Simplifikation (Artemis-Verlag, Zürich).

Auf ganz andere Art zündet *Eva Müthels* Buch *Für dich blüht kein Baum* in die unmenschlichen Gepflogenheiten zuchtpolitischer Maßnahmen der modernen Diktaturstaaten hinein. Die Verfasserin war in Ostdeutschland zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, und nachdem sie die Konzentrationslager und Zuchthäuser Bautzen, Sachsenhausen, Hoheneck und Brandenburg durchwandert hatte, nach sechs Jahren nach dem Westen entlassen worden. Ihr Roman, mehr ein packender Roman-Bericht, enthält die Eigenerlebnisse der Verfasserin und zeigt, daß Liebe und Menschlichkeit der Unmenschlichkeit überlegen sind, und daß bei aller Aussichtslosigkeit immer wieder Lichtpunkte in Erscheinung treten. Der frei geborene Mensch kann auch hinter Zuchthausmauern nicht zum Unfreien erniedrigt werden. Solche Freiheit fürchten die Schergen schlechten Gewissens mehr als die Gewalt mit blanken Waffen, weil sie unbesieglich ist. Eva Müthels Buch ist von der Siegesgewißheit und entwaffnenden Macht dieser Freiheit erfüllt (S. Fischer).

Eine großangelegte Liebesgeschichte, aber mit veränderten Vorzeichen, unter ganz anderen Verhältnissen und mit anderm Ausgang ist *Herman Wouks* Roman *Marjorie Morningstar*. Aber über die sich erbarmungslos

in die Länge ziehende Liebesgeschichte hinaus hat die Gesellschaftsdarstellung und -kritik Wouks zweiten Roman über den ersten hinaus berühmt gemacht. Mit einer nicht zu überbietenden Genauigkeit hat der Autor eine bestimmte New-Yorksche Gesellschaftsschicht analysiert und auf Dinge hingewiesen, die in ihrer Komplexheit Größe und Schwäche einer ganzen Nation ausmachen. Das Ansehen, das *Marjorie Morningstar* in den USA genießt, beweist, daß man den schonungslos bis auf die Tiefe gehenden

Verfasser verstanden hat. Was Wouk aufdeckt und gestalterisch ad absurdum führt, ist gerade das, was Amerikas Feinde Ansatzpunkte liefert und sie an die Möglichkeit denken läßt, den Koloß auszuhöhlen und zu Fall zu bringen. Daß aber offenerherzige Romane wie dieser möglich und erlaubt sind, ist ein Zeichen der Stärke, deren man sich nicht zu rühmen braucht (Wolfgang Krüger).

Otto Basler

FONCK À BERNE

Einige der schönsten Pendules und Wanduhren des bernischen Dixhuitième tragen die Firmenbezeichnung «Fonck à Berne»: Knappe, aber ausgeschriebene Inschrift in feinen lateinischen Majuskeln, schwarz in der glatten, weißen Mitte des Zifferblattes; umgeben vom mächtigen Kranz der römischen Stundenziffern und dessen Außenrand mit den eleganten arabischen Minutenzahlen. Wie in einer schmiegsam gewachsenen, bergenden Schale ist das Rund mit der klassischen Ordnung des gepflegten Uhrhandwerks in seinem kostbaren Gehäuse gefaßt: Im Stil einer kurzen Zeit des 18. Jahrhunderts, welche die von der Gesellschaft Berns der Würde des Staates, den sie verkörperte, angemessen geübte äußerliche Zurückhaltung mit einem Schimmer weltmännischen Glanzes anrührte. «Funk», der Name einer Kunsthandwerker-Familie, die die in ihren Werkstätten unter anderem hergestellten Uhren mit dem französisch kokettierenden «Fonck à Berne» signierte, ist zu einem Begriff für diese Zeit geworden. Die für das Kunsthandwerk bedeutenden Glieder dieser Familie: Mathäus, Ebenist (1697—1783); sein Sohn Daniel, Uhrenmacher (1726 bis 1787); Johann Friedrich I., Bruder des Mathäus, Spiegelfabrikant und Bildhauer (1706 bis 1775); dessen Sohn Johann Friedrich II., Bildhauer (1745—1811).

Der bernische Denkmalpfleger, *Hermann von Fischer*, hat dieses Jahr eine große Zahl

von Erzeugnissen der Kunsthandwerker-Familie Funk zu einer Ausstellung im Schloß Jegenstorf, dem Museum für Wohnkultur des Alten Bern, zusammengestellt (noch bis Mitte Oktober zugänglich). Gleichzeitig hat er bei den «Berner Heimatbüchern» die Resultate seiner Forschungen zur Tätigkeit und zum Leben dieser für das 18. Jahrhundert in Bern so wichtigen Handwerker und Künstler herausgegeben¹. Zahlreiche Bildtafeln vervollständigen die Dokumentation, welche durch die unter einem neuen Gesichtspunkt und neu veröffentlichten Quellen zu einem wesentlichen Beitrag in der Erforschung der Kultur des städtischen Dixhuitième in der Schweiz wird. Der Text beschränkt sich fast ausschließlich auf die Ergebnisse der Quellenforschung, welche vor allem das Leben der Familie Funk und die Bedeutung des Staates für dieselbe beleuchtet. Dieser eher nüchterne Wesenszug des Buches entspricht der primären Aufgabe des Denkmalpflegers: Sichtung und Erhaltung des Kulturgutes und der bestehenden, für jede kulturhistorische Bearbeitung unerläßlichen Quellen. Mit Geheimnissen der Kennerschaft warten die Angaben von Fischers nicht auf — wohl in der Erkenntnis, daß wahre Kennerschaft von Kunsthandwerk nie aus dem Buchstaben,

¹ Hermann von Fischer: Die Kunsthandwerker-Familie Funk im 18. Jahrhundert in Bern. Bern 1961 (Verlag Paul Haupt).

sondern nur aus der direkten Anschauung selbst gewonnen werden kann. Zu dieser aber lädt die Ausstellung in Jegenstorf ein. Das Schloß eignet sich vorzüglich. Der ursprünglich mittelalterliche Bau wurde im 18. Jahrhundert neu gestaltet, um den Ansprüchen derselben Gesellschaft Genüge zu tun, die sich mit den Funkschen Erzeugnissen einen Alltag verklärende, festliche Umgebung schuf. So fügen sich die zusammengetragenen Ausstellungsstücke mühelos in den gegebenen Rahmen der permanent eingerichteten Räume.

Mathäus Funk, der älteste, hat wie ein Stammvater den Familiennamen zum Begriff gemacht. Er gehört den Handwerkern jener Zeit an, die sich nach dem Tode Ludwigs XIV. der mühsamen Pflichten würdevoller Repräsentation entledigte und das Leben im privaten Bereich des Begüterten zur stilbestimmenden Lebensform erklärte. Die Aufmerksamkeit wandte sich den intimen und praktischen Gegenständen zu, und diese wurden behandelt und ausgestattet wie Kostbarkeiten. An den Dingen des täglichen Lebens entwickelte sich das Kunsthandwerk zu einem nie wieder erreichten Höhepunkt. So verfertigte Mathäus Funk, einer der bedeutendsten Kunsthandwerker seiner Zeit in Bern, nicht nur die berühmten Kommoden und Uhrengehäuse, sondern, wie in der Nachlaßliste steht, auch «Nachtischli mit Rädlin und Marmorblättly, Nachtstühle mit einem Beky von Messing, Cassetten de Dame von Rosenholz» etc. Die Herstellung von Kommoden allerdings — einer praktischen Errungenschaft, die sich eben erst über Europa verbreitet hatte und deren Name den Hang der Zeit zur Bequemlichkeit verrät — stand stark im Vordergrund. Die «Funk-Kommode» wurde bald zum unentbehrlichen Requisite der Haushaltung und der Ausstattung des bernischen Patrizierhauses. Hermann von Fischer hebt ihre Bedeutung durch eine kurze Charakteristik in der Einleitung hervor: «Vorn und seitlich geschweift und gebaucht, steht sie oft etwas breitspurig da; ein rötliches Marmorblatt deckt sie ab, Beschläge aus Bronze schmücken die Vorderfront reich. Die Kanten sind beschlagen, Messingschienen zwischen den Schubladen

eingelassen, die Füße stecken vorn in Bronzeschuhen. Das Holz hat einen warmen, rötlichen Ton, wenn die Kommode mit Nußbaumholz furniert ist; oft aber, bei markierten, reicheren Ausführungen, schimmert es braunviolett.» Neben den Meisterleistungen aus Paris, an denen sich Funk inspiriert, nehmen sich die Prachtsstücke bernischen Mobiliars bescheiden aus. Die Motive des eingelegten Holzes sind einfach, meist Rautenmuster, nie figürlich. Vom übermütigen Wellenschlag des Rokokos sind höchstens kleine Details, so etwa die von auswärts bezogenen Beschläge, berührt. Letztere, an sich oft sehr reich, drängen sich nie vor zu einer anschaulichen Sensation. Die Kommode bleibt dem Charakter des schweren Holzmöbels treu. Dennoch hat sich der Berner Ebenist das Wesen des Rokokos konsequent zu eigen gemacht: An den besten Stücken ist jede ebene Fläche mit Ausnahme der Deckplatte aus Marmor vermieden. Das Holz besitzt den für das Rokoko typischen undefinierbaren Formcharakter, Bewegung und ungestetes Spiel der Lichtreflexe — in reizvollem Gegensatz zu der strengen, geometrischen Flächenornamentik der eingelegten Dessins, die ihrerseits kontrastieren mit den Beschlägen. Diese Formenstruktur entspricht der Stilstufe des Übergangs Régence-Louis XV. So war es Mathäus Funk gegeben, europäisches Rokoko in Bern heimisch zu machen, ohne wesensfremde Extravaganzen der Weltstadt und der höfischen Umgebung einzuführen.

Anders der Bruder, Johann Friedrich Funk I., in den Akten mit vielseitigen Berufsbezeichnungen wie Bildhauer, Bildschnitzer, Spiegelfabrikant belegt. Er pflegte nicht in erster Linie intimes Handwerk für die Wohnkultur, sondern arbeitete für anspruchsvollere, repräsentative Aufträge. Seine wichtigsten Werke schuf er für einen festen Platz, der einen monumentalen Rahmen gewährleistete. Doch der Lauf der Dinge beraubte manches dieser Werke seiner Umgebung oder ließ es überhaupt verschwinden; bei zahlreichen Stücken wiederum, die erhalten sind, mag der Urheber vergessen sein. Die Geschichte entthob den Schultheißenthron von 1735, das prächtigste Möbelstück, das

sich Bern für seine Repräsentanten je zuge- stand, seiner Funktion und erklärte ihn zum Museumsstück. Aus derselben Zeit wie der Thron — einer kurzen Zeit, in der selbst Schultheiß und Räte, jene beispielhaften Staats-Vorbilder äußerlicher Anspruchslosigkeit, gelegentlich ein übriges für die Ausstattung öffentlicher Gebäude taten, stammte der Portalschmuck Funks am Burgerspital: Reichster vollplastischer Fassadenschmuck, den das Alte Bern besaß. Keine 40 Jahre vergingen, und der Rat, jetzt «à l'antique», in bewußter Anlehnung an römisch-republikanische Ideale, ließ 1779 die schadhafte Deko- ration entfernen und fand es nicht für nötig, sie zu ersetzen. Einer Niederlage unseres Jahrhunderts im Kampf gegen Kommerzialis- mus und Verkehr fiel ein Wahrzeichen der Stadt, die Bibliotheksgalerie, an deren Sta- tuenschmuck Funk mitgearbeitet hatte, zum Opfer. Nur verhältnismäßig geringe Über- reste haben sich in völlig veränderter Umge- bung erhalten. Vor dem hemmungslosen Zu- griff unkontrollierter Zeitläufte bewahrt ge- blieben sind dagegen die Altäre im Collège St. Michel des benachbarten Freiburg und einige Grabmäler in Gottstatt und Basel, in denen Hermann von Fischer, leider ohne nähere Begründung und ohne Abbildung, Werke Funks vermutet, und schließlich die Spiegel und Cheminées in den eleganten Salons der exklusiven, 1759 gegründeten «Grande Société» im Hôtel de Musique in Bern. — Die Regierung scheint sich wenig um den künstlerischen Anspruch Johann Fried- rich Funks, den seine hinterlassenen Werke verraten, gekümmert zu haben. So erging an den Meister unter anderem auch der Auftrag für ein hölzernes Mannequin zur Probe von Soldatenuniformen.

Die im Text von Hermann von Fischer mit wenigen kleinen Ausnahmen eingehal- tene Beschränkung auf Ergebnisse der Quel- lenforschung läßt notwendigerweise bei der Behandlung einer Persönlichkeit wie Johann Friedrich Funk I. einige Lücken offen. Dies betrifft vor allem das schon erwähnte Pro- blem der Zuschreibungen, unter denen etwa die Ausführung des Burgerspitalbrunnens berührt werden mußte. Dann vermissen wir Abbildungen der nach Basel gelieferten

Kamineinfassungen und Spiegel, von denen gesagt wird: «Über diese in Basel erhaltenen prachtvollen Stücke ist es möglich, viele an- dere Kamineinfassungen, Konsolen und Spiegel in anderen Basler Patrizierhäusern der Werkstatt Funk zuzuschreiben.» Auch an der Ausstellung in Jegenstorf ist kein Bas- ler Stück zu sehen. — Trotz der lückenhaften Erhaltung des Werks von Johann Friedrich Funk I. verdient seine stilistische Entwick- lung eine knappe Charakterisierung: Die ba- rocken Anfänge im Hauszeichen der Zunft zu Mittellöwen und im Schultheißenthron; die Rokokoformen in der Architekturplastik der 50er Jahre; das hochelegante, bereits gegen den «Style transition» ausklingende Louis XV. der Salons der «Grande Société»; die noch dem Formenschema des Barocks ver- pflichteten, aber schon vom Klassizismus ge- lähmten Freiburger Altäre.

Die Funks der nächsten Generation, für das Kunsthandwerk in Bern weniger bedeu- tungsvoll als ihre Väter, unterscheiden sich wesentlich von diesen. Daniel, Sohn des Mathäus, interessierte sich wenig für das Künstlerische im Handwerk, dafür um so mehr für das Technische. Nebst den Uhren, zu denen er nur in selteneren Fällen das Ge- häuse selbst verfertigte, sind von ihm «Ta- bleaux mouvant» erhalten, eine kuriose Spie- lerei von Figuren in einem Gemälde, die durch einen Automaten in Bewegung gesetzt werden. — Johann Friedrich Funk II. dage- gen fragte dem Handwerklichen des Kunst- handwerks wenig nach und fühlte sich zum Bildhauer berufen. Er war begabt, die Kunst- sachverständigen schätzten ihn, doch blieben größere Aufträge aus. 1775 mußte er das väterliche Geschäft übernehmen. Grabplasti- ken und Büsten in feinem, realistischem, zu- weilen etwas sentimentalem Stil und der zweite Schultheißenthron von 1785, der ein halbes Jahrhundert Funkschen kunsthand- werklichen Wirkens in Bern abschließt, in einem wenig feinen, klobigen Zopfstil, haben sich von ihm erhalten.

Hermann von Fischer wertet in seinem Text über die Kunsthandwerker-Familie Funk die Dokumente auch dann aus, wenn sie für die uns erhaltenen Erzeugnisse nicht von spezieller Bedeutung sind. Man liest von

Zivilstandsnachrichten, Geschäftsverträgen, Briefen, Gutachten, Eintragungen auf Kanzleien. Und unversehens erhebt sich aus diesen Angaben eine lebendige Vorstellung. Nach Lesen des Textes hat man den Eindruck, unmittelbar Einblick gewonnen zu haben in ein Stück Leben im Alten Bern. Dadurch aber, daß Hermann von Fischer durch diese Art

der Darstellung von Ergebnissen der Quellenforschung Verständnis und Anteilnahme an unserem Kulturgut zu wecken verheißt, werden seine denkmalpflegerischen Bestrebungen auf eine Weise vervollständigt, zu der wir ihn herzlich beglückwünschen.

Hans Christoph von Tavel

Wir alle schweben in der Gefahr, blind und taub zu werden und zu vergessen. Um so notwendiger ist es, daß wir uns gegenseitig wecken und wachhalten und den Willen zur Freiheit in unseren Herzen endlich überall so stark und bewußt machen, wie es die immer drohender werdende Gefahr der völligen Versklavung, Verdummung und Verteufelung der Welt fordert.

Wilhelm Röpke